

tarismus und eine Kapitulation vor dem Kommerz? Der Verfasser diskutiert umsichtig das Für und Wider und plädiert vorsichtig, aber auch weitsichtig, für eine Fixierung des Ostertermins auf einen Sonntag im April. Im Rahmen des Weltkalenders würde sich der 8. April empfehlen als Termin, der „zwischen dem historischen Datum des Todes (7. 4.) und der Auferstehung (9. 4.) Jesu liegt“ (57). In einem Anhang wendet er sich gegen „die Degradierung des Sonntags zum Wochenendtag“.

Auch wer dem Anliegen einer Fixierung des Ostertermins wenig Sympathie entgegenbringen mag, findet in diesem lesbar geschriebenen Büchlein viele nützliche Informationen und Hinweise, nicht zuletzt auch knappe Literaturhinweise. Man wünscht ihm große Verbreitung. *M. Reiser*

VIEIRA, António: *Die Predigt des heiligen Antonius an die Fische*. Hg. u. Beitr. v. Hugo LOETSCHER. Zürich: Diogenes 1994. 139 S. (detebe. 22743.) Kart. 14,80.

Obwohl Brasilien das Thema der jüngsten Frankfurter Buchmesse war, ist die Neuauflage des 1966 erschienenen Bändchens „Die Predigt des heiligen Antonius an die Fische“ immer noch das einzige Werk des portugiesisch-brasilianischen Jesuiten António Vieira (1608–1697) in Deutsch. Bei dem wachsenden Interesse, das Vieiras Werk weltweit findet, müßte man jedoch auf ein baldiges Erscheinen wenigstens der Hauptwerke hoffen dürfen, der Briefe und Predigten sowie der geschichtsphilosophischen Arbeiten „Hoffnungen Portugals“, „Geschichte der Zukunft“ und „Clavis Prophetarum“.

Vieira ist nicht nur einer der größten Stilisten portugiesischer Prosa, sein Leben und Werk stehen gleichermaßen für das aufgeklärte Welt- und Menschenbild der Neuzeit wie auch fest auf dem Boden kirchlichen Glaubens. Die daraus resultierende Spannung durchzog sein Leben: Als Hofprediger João IV. reiste er in jungen Jahren auf diplomatischer Mission u. a. in die protestantische Niederlande, zum Entsetzen seiner Ordensoberen in den Kleidern eines Höflings. In die Mission nach Brasilien abgeschoben, entdeckte er als Aufgabe den Kampf für die Rechte der Indianer und Sklaven, mit dem gesprochenen und geschriebenen Wort als Waffe. Der brillante Rhe-

torik- und Theologielehrer aus Olinda wurde ein „Journalist der Religion“ (31), seine Kanzel die Bühne eines politisch-theologischen Kabarettisten und Satirikers erster Güte. Von ihr aus konnte er Könige zum Abdanken auffordern, den Vatikan eine „Galeere“ nennen, die Intoleranz gegen Juden und Muslime, die Sklaverei und die koloniale Ausbeutung brandmarken. Er geriet in die Fänge der portugiesischen Inquisition, vor deren Urteilsspruch ihn nach vier Jahren Haft unter schlimmsten Bedingungen lediglich das persönliche Eingreifen des Papstes rettete (40f.). Im nationalistischen Portugal erledigt, starb er am 18. Juli 1697 in Bahia.

„Die Predigt des heiligen Antonius an die Fische“ ist eine der ersten Predigten Vieiras in Brasilien. Er hielt sie am 13. Juni 1654 in der Kathedrale von São Luís vor den Kolonialisten des Staates Maranhão (10). Antonius von Padua, eigentlich Antonius von Lissabon, dessen Geburtshaus in der legendären Altstadt von Lissabon in direkter Nähe zum Sitz des Patriarchen liegt, der 1147 von Kreuzfahrern erobert wurde, gilt als Nationalheiliger Portugals und als „Heiliger der Meere“, des kolonialen Seereichs der Portugiesen. Ihn, seinen Namenspatron, nimmt sich Vieira nicht ohne Hintergedanken zum Vorbild: Er habe einmal zu Ketzern in Rimini gepredigt – ohne Erfolg. Daraufhin sei er an den Strand gegangen und habe sich an die Fische gewandt, weil die Menschen offensichtlich nicht mehr hören wollten. Er, Vieira, sehe sich in derselben Lage (75). Die Menschen sollten also die Kathedrale verlassen. Die Fische aber sollten sich freuen; denn er müsse nun nicht mehr über das Höllenfeuer predigen, das ja den Menschen vorbehalten sei. Dennoch – nach einer Lobrede auf die biblische Bedeutung der Fische etwa während der Sintflut – ein wenig Tadel auch für die versammelte Fischheit: Die großen fräßen die kleinen, die einen saugten die anderen aus. Alle schluckten dasselbe Wasser und doch hielten sich die einen für besser als die anderen (97–103). Aber die Menschen seien ja genauso, trieben es sogar noch schlimmer, weswegen die Fische Gott loben möchten und froh sein sollten, keine Menschen zu sein: „Benedicite, cete, et omnia quae moventur in aquis, Domino“ (Dan 3, 79).

Man darf hoffen, daß Loetschers Einführung



und dieser Text als kleine Kostprobe lediglich der Neuanfang einer intensiveren Rezeption von Vieiras Werk im deutschen Sprachraum sind.

J. Lössl SJ

GÄRTNER, Heribert W.: *Zwischen Management und Nächstenliebe*. Zur Identität des kirchlichen Krankenhauses. Mainz: Matthias-Grünewald 1994. 251 S. Kart. 38,-.

H. W. Gärtner untersucht die Frage nach der kirchlichen Identität von Krankenhäusern in praktischer Absicht, in der aktuellen Spannung zwischen wirtschaftlichen und christlichen Ansprüchen, zwischen Management und Nächstenliebe, zwischen zwei Seiten, die nicht gegeneinander ausgespielt werden dürfen.

Er geht dabei in vier Schritten vor. Eingangs präsentiert er das System Krankenhaus in seiner gegenwärtigen Situation, in seinen wirtschaftlichen und rechtlichen Bedingungen, aus der Perspektive der Patienten und in seiner aktuellen Struktur (mit den Komponenten Medizin, Pflege, Verwaltung und Seelsorge). In einem zweiten Schritt skizziert er den Weg vom kirchlichen Krankenhaus seit seinen Anfängen hin zu einem diakonischen Unternehmen, das nicht nur vom Heute ins Morgen stolpert, sondern Weitblick und Profil zeigt – sowohl nach außen gegenüber der Öffentlichkeit als auch nach innen gegenüber den eigenen Mitarbeitern, den Patienten und ihren Angehörigen. Die Frage: „Wie kommen Glaube, Theologie und Kirche ins Krankenhaus?“ (103) klingt mißverständlich – fast so, als ob es allein darum gehe, wie eine eigentlich bereits komplette Einrichtung mit einem frommen Extra ornamentiert und in welche Ecke ein Gott gehängt werden könne, der dann aber auch am Rand verbleiben und sich nicht in den Alltag einmischen möge. Gerade diese Vorgehensweise aber durchkreuzt Gärtner, indem er mit etlichen falschen Alternativen aufräumt – so zwischen individueller Motivation zu diakonischem Handeln und betriebswirtschaftlicher Führung eines Unternehmens: Theologische Optionen bedeuten keinen finanziell ruinösen Luxus, denn die Ausbildung von profilierten Sinnstrukturen eines Unternehmens erweist sich auch als ökonomisch lebenswichtig; ähnlich zwischen dem „eigentlichen“ klinischen Personal und den

Seelsorgern: Ihre theologische Aufgabe liegt nicht darin, erst mit dem Tod ins Krankenzimmer zu kommen, sondern in der inneren Zentrierung der einzelnen Organisationsbereiche und in der Entdeckung ihrer gemeinsamen Basis, der Sorgestruktur der Krankenhaus-„Gemeinde“.

Zur Klärung der Identität eines kirchlichen Krankenhauses führt Gärtner in einem dritten, heuristischen Schritt das Denk- und Handlungsmodell der „Corporate Identity“ ein. Es widmet sich der „Philosophie“ und Kultur eines Unternehmens: Wer sind wir? Was wollen wir? Was sollen wir? In die Diskussion dieser Fragen sind die Mitarbeiter eines Unternehmens ernsthaft einzubeziehen: Dienstgeber und Mitarbeiter bilden eine Dienstgemeinschaft und tragen gemeinsam zur Corporate Identity ihres Krankenhauses bei. Es kann eine allgemeine Unternehmensphilosophie für kirchliche Krankenhäuser also nicht geben; darum präsentiert der Autor exemplarisch die Leitbildentwicklung zweier Häuser. Schließlich diskutiert er viertens die sozialwissenschaftliche und die theologische Verträglichkeit des Konzepts der Corporate Identity für ein kirchliches Krankenhaus, näherhin die Frage, was aus der Sicht dieser Disziplinen unter Identifikation zu verstehen ist. Der Anspruch an Mitarbeiter, sich mit ihrem Betrieb zu identifizieren, ist kein kirchliches Spezifikum. Die sozialwissenschaftliche Sicht von Identifikation (auch mit Menschenbildern, wie sie ein bestimmtes Unternehmen vertritt) als Prozeß erlaubt, sie nicht nur als Selektionskriterium bei der Bewerbung zu nutzen, sondern Identifikationsmöglichkeiten durch betriebliche Sozialisationsangebote zu verbessern und auch zu fragen, ob das Anforderungsprofil des Unternehmens einer Wandlung bedarf. Auch praktisch-theologisch arbeitet Gärtner heraus, daß Identifikation mit der empirisch auszumachenden Gestalt von Kirche keinen Glauben meint, der als Eingangsvoraussetzung gleichsam „vorhanden“ sein muß, sondern eine Entwicklungsperspektive eröffnet in dem Sinn, daß Glauben im beruflichen Alltag entdeckt und vollzogen werden kann. Auch hier unterläuft Gärtner falsche Alternativen. Die Kirchlichkeit eines Krankenhauses läßt sich nicht allein über die darin tätigen Personen definieren; sie hängt auch davon ab, ob es sich um ein in seiner Struktur